

<b>Zeitschrift:</b>	Werk, Bauen + Wohnen
<b>Herausgeber:</b>	Bund Schweizer Architekten
<b>Band:</b>	97 (2010)
<b>Heft:</b>	4: Nicht gebaut = Non réalisé = Never built
<b>Artikel:</b>	Das Volk hat meistens Recht : Fritz Schumacher, Stadtbaumeister in Basel, im Gespräch mit Nott Caviezel und Tibor Joanelly
<b>Autor:</b>	Schumacher, Fritz / Caviezel, Nott / Joanelly, Tibor
<b>DOI:</b>	<a href="https://doi.org/10.5169/seals-144739">https://doi.org/10.5169/seals-144739</a>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 09.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Das Volk hat meistens Recht

Fritz Schumacher, Stadtbaumeister in Basel, im Gespräch mit Nott Caviezel und Tibor Joanelly

Stadtplanung ist eine Marathondisziplin. Am Gebauten und am nicht Gebauten haben deshalb ebenso die vergangenen Generationen wie die jeweils gegenwärtigen Akteure Anteil – Ansichten über die Planung als Dienst an der Gemeinschaft, über den Erfolg und das Scheitern von Projekten, und warum auch der Zufall in der Stadtentwicklung eine Rolle spielt.

*Nott Caviezel (nc)* Gibt es in Ihrer beruflichen Laufbahn Projekte, die nicht gebaut wurden, Projekte, die Sie von Amtes wegen befördern mussten und schliesslich froh waren, dass sie nicht zustande kamen?

*Fritz Schumacher (fs)* Grundsätzlich muss ich die Frage nach dem Nichtgebauten der Stadt ja über mein eigenes Wirken hinaus betrachten, denn sie begegnet einem ja nicht nur in der eigenen Arbeit, sondern auch in der Arbeit der Vorgänger. Das Ungebaute ist ein ganz wesentlicher Aspekt der Stadt und ihrer Geschichte. Das Wissen um das nicht Gebaute gehört zu den wichtigen Grundlagen, die ich mir nicht nur über meine eigene Tätigkeit, die ich jetzt in Basel seit sechzehn Jahren ausübe, sondern auch über diejenige meiner Vor-Vor-Vorgänger angeeignet habe. «Warum ist etwas nicht gebaut worden? Bin ich glücklich darüber oder haben wir oder unsere Vorgänger einen Fehler gemacht, ein Bauwerk nicht zu ermöglichen?» Diese Fragen sind generelle Wesensfragen der Stadt, weil die Stadt sich stets mit der Frage des Bauens und des Nichtbauens auseinandersetzt. Vielfach ist es schwierig, aus der kurzen Distanz, die man zur eigenen Arbeit hat, diese Frage klar zu beantworten. Ist mir ein Stein vom Herzen gefallen, dass das Projekt von Zaha Hadid für ein neues Stadtcasino nicht gebaut wird? Ein kleiner Stein ja, aber es gibt auch ein Bedauern, dass dieses wichtige Gebäude an einem wichtigen Ort so überraschend vom Volk nicht goutiert wurde. Die klare Absage an das Projekt von Zaha Hadid hat mich zwar nicht glücklich gemacht, aber mindestens ein bisschen entlastet, in der grossen Verantwortung, an diesem Ort einen so radikalen Eingriff in das Wesen dieser innerstädtischen Situation mitzutragen.

*nc* Wie erklären Sie sich, dass das Volk dieses Projekt mit so klarer Mehrheit nicht gebilligt hat?

*fs* Das Thema Kulturbauten ist in Volksbefragungen immer sehr schwierig. Gerade in der Hochkultur Musik stehen die Nutzer vielleicht im Spektrum zwischen 5 und 10 % der Stadtbevölkerung. Die andern 90 % sind eher nicht Konsumenten dieser Kultur. Die Analyse nach der Abstimmung hat dann aufgezeigt, dass es die Vielzahl an Möglichkeiten war, zu diesem Projekt nein zu sagen, die zu diesem dramatischen Resultat geführt hat. Man konnte z. B. gegen weiter steigende Ausgaben für die Kultur sein, man konnte aus ganz banalen Gründen die Veränderung an diesem Ort als

nicht notwendig erachten. Man hat sich an den bestehenden, nicht spektakulären Bau aus den späten 1930er Jahren gewöhnt, man war nicht einverstanden mit einer modernen Architektur oder mit einer Architektur, wie wir sie präsentiert haben, man befürchtete, dass der beliebte Ort Barfüsserplatz eingeschränkt werde für die Feiern des FCB. Eine nachgeschaltete Befragung hat ergeben, dass es mindestens fünfzehn triftige Argumente gegen dieses Vorhaben gegeben hat. Es war also die Kumulation sehr vieler «Neins», die dann am Schluss zu einer klaren Absage geführt hat.

*nc* Sie haben einmal gesagt: «Keine Angst vor dem Referendum, das Volk hat meistens Recht». Trifft diese Aussage auch im Falle dieses Volksentscheids zu? Wächst aus diesem Misserfolg vielleicht ein anderer Erfolg?

*fs* Ja, auf jeden Fall. Wenn wir diese Überzeugung oder Hoffnung nicht hätten, dann würden wir ja die Freude an unserem Job sehr schnell verlieren. Wir limitieren uns zu sehr, wenn wir zu lange einer Lösung nachtrauern und nicht den Mut und die Energie aufbringen, wieder nach vorne zu blicken. Gerade im Fall des Stadtcasinos ist es natürlich äußerst schwierig, aus der Analyse der vielen Neins eine Strategie zu entwickeln, die sagt: Wir wollen nächstes Mal nicht wieder eine solche Auswahlsendung an möglichen binären Meinungsäusserungen bieten. Im Regelfall kann ich mich ja nur mit einem Ja oder einem Nein zu einer Sache äussern. Während es im Fall des Casinos eine ganze Menge Neins gab, hatte man auf der Befürworterseite nur wenige klare Argumente für ein Ja evaluiert: Man konnte für die Kultur sein, für das zeitgenössische Bauen und das war's dann schon. Mit Blick auf das Casino haben wir natürlich einiges gelernt: Das «Heiligtum» Barfüsserplatz hat ganze Generationen bewegt, und auch in der jüngeren Stadtgeschichte ist er Ort heftiger Auseinandersetzung zur Stadtpolitik geworden. Einen nächsten Anlauf in dieser Casinogeschichte müsste man aus der Situation des Barfüsserplatzes heraus entwickeln, ohne ihm etwas Unzumutbares zuzumuten.

*nc* Die Aussage «das Volk hat meistens Recht» spricht auch etwas gegen das Expertentum. Sie sind ein Experte, und dennoch sagen Sie «das Volk hat meistens Recht»...

*fs* Das Volk hat Recht, wenn es vorweg nicht das Recht bekommen hat, die Geschichte für sich selber aufzuarbeiten. Dann meine ich, ist es sozusagen eine



Bilder: Nanci Caviezel

«gerechte Strafe», wenn die Mehrheit sich gegen ein offizielles Projekt wendet. Das ist eine zunehmende Verantwortung der Politik, aber auch der Fachverwaltungen, die Vorbereitung von Entscheiden anders anzugehen als im 19. Jahrhundert, wo noch mit geschlossenen Bürgermeinungen grosse Stadtveränderungen vorgenommen werden konnten. In einer globalisierten Welt tendiert der Einzelne, in der Diskrepanz dieses globalen Lokalen, vielfach die Veränderung zu verweigern. Viele Menschen wissen ja nicht, wie die Firma heisst, in der sie morgen arbeiten, und werden zum «Spielball der Geschichte». Im Gegenzug nutzt dann der Einzelne sein Stimmrecht in Dingen, die vor seiner Haustür in seiner Stadt passieren, häufig im bewahrenden und nicht im verändernden Sinne.

*Tibor Joanelly (tj)* Gibt es ein Nachleben von diesem Projekt bzw. gibt es Projekte, die aus Anlass des Vorhabens Stadtcasino diskutierte Themen in Basel wieder aufgreifen?

*fs* Nein, nicht direkt, aber wir dürfen durchaus auf den jüngst veranstalteten Wettbewerb für die Erweiterung des Kunstmuseums blicken [vgl. werk, bauen + wohnen 3|2010, S. 50–54]: Der Frage, was an welchem Ort in welcher Öffentlichkeit und mit welchem architektonischen Ausdruck schliesslich gezeigt werden soll, ist vielleicht ein etwas grösserer Respekt entgegengebracht worden. Das spüre ich nicht nur bei mir, sondern stärker noch in der Politik. Was in die Kategorie höheren Risikos gehört, was an Fremdartigkeit oder an nicht Vertrautem formuliert werden könnte, wollte man gar nicht sehen. Im Wettbewerb Kunstmuseum waren die Projekte mit ganz wenigen Ausnahmen doch alle in einer Tradition des herkömmlichen Städtebaus. Dieser Ort beim Kunstmuseum taugt nicht für ein Spektakel.

*tj* Die Bevölkerung kann man mit kooperativen Planungsverfahren oder mit Testplanungen in die Diskussion einbeziehen. Wie schätzen Sie den Stellenwert solcher Projekte ein, welche Konzepte erarbeiten und Prinzipien veranschaulichen, die später in anderen Projekten weiterleben könnten?

*fs* Vorweg eine vielleicht gewagte These: Architektur ist sehr wahrscheinlich einer der Bereiche, in dem Demokratie ganz schlecht gelebt werden kann. Mit Architektur demokratische Ja/Nein-Verfahren zu veranstalten, ist fast aussichtslos. Wir müssen andere Instru-

mente und Wege der Vermittlung finden, um Akzeptanz, aber auch Vertrauen in die Architektur herzustellen. Das Entwerfen ist immer noch eine Tätigkeit, die eigentlich im Kopf eines Menschen beginnt. Architektur entsteht privat. Dieses Private in die Gesellschaft hinein zu transportieren, ist eine außerordentlich schwierige Aufgabe.

Ein Beispiel: In der Zusammenarbeit mit Herzog & de Meuron haben wir die Entwicklung des Basler Dreispitz-Areals an die Hand genommen ... Sie erinnern sich vielleicht an jene schemenhaft gezeichneten Hochhäuser. Wir reden ja im Dreispitz von Manhattan, Soho, Queens ... Herzog & de Meuron haben dort eine meisterhafte Visualisierung geschaffen, mit der es uns möglich war, frühzeitig die Sensibilität der Bevölkerung zu testen. Wir haben bereits 2002, kurz nach Erarbeitung dieser Studie und lange bevor man über neue Pläne oder Umzonungen geredet hat, den Weg in die Öffentlichkeit gesucht und versucht, diese Transformation in die Köpfe zu bringen, haben über Manhattan geredet und haben diese synthetischen Bilder der Hochhäuser präsentiert. Am Ende einer solche Präsentation mit einem grossen Publikum ist ein alter Mann aufgestanden und sagte: «Ich wohne neben Manhattan und ich möchte das noch erleben.» Damit war der Abend gerettet. Er hätte völlig anders verlaufen können. Mit dieser Spannung lebe ich natürlich in vielen Situationen. Ich weiss ja jeweils nicht, wie unser Bemühen, eine Vision zu zeichnen und neue Perspektiven für die Stadt zu eröffnen, verstanden werden. Manchmal ist es Zufall, ob etwas gelingt, aber es braucht diese Professionalität, wie sie Herzog & de Meuron haben, um Bilder zu kreieren, die Freude erzeugen.

*nc* Sie bringen den Zufall ins Spiel. Könnte man sagen, dass die Stadtentwicklung letztlich auch eine Ansammlung vieler Zufälle ist? Dass die Stadtentwicklung auch eine Geschichte des Scheiterns von Projekten ist, und dass viel nicht Gebautes zum Erfolg von später Gebautem geführt hat?

*fs* Ich hoffe, dass dem so ist, dass es genügend Beispiele gibt, die eben diese Verwandlung des Verlustes in einen neuen Gewinn möglich macht. Analog dazu wäre auch über unser Verhältnis zu realisierten Projekten zu sprechen, die wir lieber nicht gewollt hätten, an die man sich aber mit der Zeit gewöhnt. Projekte, die nicht auf der Basis der Gesamtsicht der Stadt, son-

dern aus einer partikulären Interessensmotivation entstanden sind, gehören zu unserer kapitalistischen Stadt. Man muss sich auch einem ungeliebten Projekt irgendwie nähern und es allenfalls durch ein nächstfolgendes in seiner Stärke noch einmal behandeln. Das zeitgenössische Wesen der Stadt ist, dass wir sie aus sehr vielen einzelnen Aspekten weiterentwickeln. Von da her ist Stadtplanung eigentlich auch Planung über Projekte, ein etwas abgegriffener Begriff, aber die Meinung, dass man nur über Gesamtkonzeptionen das Richtige machen kann, ist es eine Illusion. Im Übrigen verfügen wir heute gar nicht über den Spielraum und die Instrumente, um in dieser Art Obrigkeit der Stadtplanung den Städtebau zu verwirklichen.

*nc* Trotz Planungen entwickelt sich die Stadt demnach auch etwas nach dem Zufallsprinzip. Eine Ihrer Funktionen ist es, der Stadt und ihren Bürgern zu dienen. Haben Sie in diesem Dienst auch schon zum Nichtbauen anstatt zum Bauen geraten?

*fs* Da wir in unseren Städten keine unbebauten Grundstücke mehr haben, müssen wir uns stets fragen, ob das, was heute schon steht, nicht die bessere Antwort ist, als die Perspektive auf eine Veränderung. Als Verantwortlicher für den Städtebau fühle ich mich mehr und mehr in der Rolle des Denkmalpflegers. Mein Blick ist dabei weniger auf den kultur- und bauhistorischen Wert des Denkmals, sondern mehr auf die Bedeutung eines Objekts für die Stadt, auf seine Stellung im und für den Bestand gerichtet. Weil ein Gebäude die richtige städtebauliche Position hat und eine starke Ensemblewirkung entfaltet, muss ich nicht selten ein starkes Plädoyer für das Erhalten der Stadt abgeben. Die Empfehlung, nicht zu bauen, ist mir nicht fremd. Der Veränderung ist zuerst stets die Frage nach dem Verlust gegenüber zu stellen. In Basel ist diese Frage nicht so brisant, weil eine sehr gute, kompakte und hochwertige Stadt da ist, und bei vielen Eigentümern eine grosse Wertschätzung für diesen Bestand vorhanden ist.

Wir leben heute nicht in der Periode der *Tabula rasa* der Siebzigerjahre, als man ungeachtet der architektonischen und städtebaulichen Werthaltigkeit ganze Strassenzüge auf die Schuttmulde gefahren hat. Auch beim Einzelobjekt Casino ist vielleicht zum Ausdruck gekommen, dass der gesellschaftliche Wandel auch damit zusammenhängt, dass das Bewahren und Erhalten des Gewohnten nicht als negativ, sondern ebenso bei

den Fachbehörden wie bei vielen Bauherren als positiv empfunden wird. Es hat tatsächlich Situationen gegeben, bei denen ich mich stark gemacht habe, dass man das Bestehende behält. Zum Beispiel bei der Basler Messe habe ich mich eingesetzt, dass man den roten Kopfbau nicht so leichtfertig weggibt, um das Projekt von Herzog & de Meuron mit dieser Brücke in die Welt zu setzen. Man hat nun anders entschieden, und ich kann mit diesem wirtschaftspolitisch für Basel sicher wichtigen Entscheid gut umgehen.

*tj* Gibt es nicht realisierte Projekte, die immer wieder auftauchen, auf die sich Architekten immer wieder berufen?

*fs* Vielleicht gehört die Renaissance des Hochhauses zu diesen. Wir haben ja dreissig Jahre Hochhaus-freie Zeit gehabt in der Schweiz, eine fast stigmatisierte Situation. Seit den 90er Jahren, mit Beginn der Diskussion um den Messeeturm, wird das Thema Hochhaus in der Stadt wieder diskutiert (nicht nur in Basel, aber vielleicht haben wir hier einen Anfang gemacht mit dem Messeeturm). Wie und wo wir mit solchen wiederbelebten Typologien an der Stadt weiterarbeiten können, wird sich weisen.



*tj* Können Sie uns Beispiele von Projekten nennen, die vor Jahrzehnten nicht gebaut worden sind und jetzt wieder in die Diskussion eingebracht werden?

*fs* Ein schönes Beispiel gibt es am Fuss des Bruderholz: Zwischen Gundeli und Dreispitz steht ein Hochhaus von Hermann Baur. Im Zusammenhang mit der Zonenplanrevision haben wir einmal recherchiert, wie es zu diesem Turm gekommen ist: Hermann Baur hatte in einer ausserordentlich klugen Konstellation eigentlich drei Hochhäuser in den Hang gesetzt. In baslerischem Kompromiss hat man dann eines bewilligt. Wenn wir heute auf dieses renovierte Hochhaus blicken, wie es einsam da steht, so kann man nur sehr bedauern, dass das, was damals möglich gewesen wäre, heute wegen Umzonungen in Grünzonen überhaupt nicht mehr denkbar ist. An diesem eklatanten Beispiel sieht man, wie eine Idee politisch zerrieben werden kann. Was am Schluss gemacht worden ist, hätte man vielleicht lieber sein lassen.

Ein weiteres Beispiel: Als ich in Basel begonnen hatte, Mitte der 90er Jahre, stand die Frage des Schauspielhauses zur Diskussion. Der Steinenberg war ja mit Stadtcasino, Musiksaal, altem Theater und Kunsthalle als Kulturmeile ein ausserordentliches Ensemble. In den 1970er Jahren veränderten schwerwiegende Eingriffe den Ort. Felix Schwarz und Rolf Gutmann haben dann ein tolles Theater gebaut, aber den dafür gemachten Einbruch in der Stadt versteht man heute natürlich nicht mehr. Der Verlust der ehemals geschlossenen Situation dieser Kulturbauten, dieser Akropolis und «rue-corridor», ist nach wie vor schmerzlich. Auch der mitreissende Tinguely-Brunnen vermag diesen Verlust heute nicht aufzuwiegen.

Ich schlug den Baslern also vor, den Neubau des Schauspielhauses an die Stelle der Tiefgarage zu stellen und hierfür einen Wettbewerb zu veranstalten. Die damals neue Baudirektorin Barbara Schneider war von der Idee begeistert, auch weil sie selber in der Generation aktiv war, die erfolglos gegen den Abbruch des alten Theaters gekämpft hatte. Sie war überzeugt, dass ein Neubau an dieser Stelle mindestens zum Teil einer Art Wiedergutmachung gleich kam. Den 1997 entschiedenen Wettbewerb gewann dann Jakob Steib mit einem wunderbaren Projekt. Doch bevor man den Vorschlag überhaupt diskutieren konnte, wurde er auch schon abgesagt, weil der Gedanke für einen Neubau

an der besagten Stelle nicht richtig vermittelt worden war. Ich schliesse mich in diese Kritik durchaus ein. Ich war der Überzeugung, dass jedem Basler das Herz hüpfen müsste, wenn man ihm sagte: Wir bringen euch diese städtebauliche Situation der «rue-corridor» wieder zurück, indem wir dieses wichtige Objekt Schauspielhaus dorthin bauen. Ich hatte unterschätzt, wie schlecht Verletzungen, die durch Gewaltakte wie dem Sprengen des alten Stadttheaters verursacht worden waren, in der Bevölkerung vernarbt. Noch heute bricht bei jeder Diskussion über nicht gebaute Projekte das Thema Schauspielhaus auf.

Ich darf mit Städtebau und Architektur nicht die Bedürfnisse der Bevölkerung übergehen und werde auch nur erfolgreich sein, wenn es gelingt, im Hinblick auf ein Projekt nicht fünfzehn Gründe für ein Nein, sondern fünf starke Gründe für ein Ja zu formulieren. Diese Geschichte beschäftigt mich nun seit vielen Jahren, und ich erinnere mich immer wieder daran und versuche aus dieser Erfahrung heraus, die Vermittlung möglichst erfolgreich zu gestalten. Was beim Stadtcasino nicht geglückt ist, soll nun beim Kunstmuseum gelingen. Wir müssen als Verantwortliche das, was die Volksseele bewegt, besser begreifen, und wir müssen sie nicht bekämpfen, sondern auf sie zu gehen, sie zu einem positiven Denken bewegen, damit nicht Abwehr die erste Reaktion ist. Das typisch baslerische «ja, aber» ist eigentlich immer der falsche Anfang. Den richtigen verkörpert das Bekenntnis des alten Mannes: «Ich möchte es erleben».

**Fritz Schumacher**, dipl. Ing. dipl. Arch., geb. 1950, machte zuerst eine Lehre als Hochbauzeichner und Maurer. Von 1969 bis 1973 war er in verschiedenen Architekturbüros in der Ostschweiz tätig. Danach studierte er von 1975 bis 1980 u. a. bei Lucius Burckhardt an der Gesamthochschule Universität Kassel Stadtplanung und ebdort an der Kunsthochschule Architektur sowie 1979 «Townplanning» an der North-London Poly. In den Jahren 1980 bis 1983 war er freiberuflicher Architekt und Stadtplaner in St. Gallen, von 1983 bis 1993 in derselben Stadt Stadtplaner und Abteilungsleiter im Hochbauamt. Seit 1994 ist Fritz Schumacher Kantonsbaumeister und Leiter des Hochbau- und Planungsamtes im Baudepartement des Kantons Basel-Stadt.

**résumé** **Le plus souvent, le peuple a raison**  
Fritz Schumacher, architecte cantonal de Bâle-Ville, en conversation avec Nott Caviezel et Tibor Joanelly. Ce qui n'a pas été construit constitue un aspect essentiel d'une ville et de son

histoire. Les raisons de la non-réalisation d'objets planifiés peuvent être nombreuses. Quand des projets sont soumis au vote populaire, il est important de très bien préparer de tels référendums et d'impliquer la population le plus tôt possible. Il y a en général plus d'arguments contre un projet que pour. Le projet de Zaha Hadid pour un nouveau casino en ville de Bâle est un bon exemple d'un tel rejet. Mais parfois, ces échecs sont nécessaires pour que des projets nouveaux et mieux aboutis puissent émerger. D'autre fois, c'est une affaire de hasard. Les premiers commentaires lors des présentations publiques ou le compte-rendu qu'en font les médias peuvent beaucoup influencer l'opinion publique. Comme responsable de l'aménagement urbain, il s'agit de servir la communauté et de promouvoir le développement de la ville. Il n'est pas rare qu'on doive se prononcer pour le maintien de l'état actuel au lieu de planifier du nouveau – parce qu'un bâtiment est par exemple au bon emplacement et qu'il s'en dégage un fort effet d'ensemble. A chaque changement, il faut se poser la question de la perte que cela représente. Depuis une trentaine d'années, on compte des tours parmi les projets non construits. Beaucoup de ces projets ont échoué pour connaître aujourd'hui une renaissance à différents endroits; à commencer par la Tour de la Foire de Bâle, terminée en 2003. Selon Fritz Schumacher, le projet de salle de spectacle de Jakob Steib, qui était sorti vainqueur d'un concours en 1997, est un exemple désolant d'un projet récent non réalisé. Cette construction permettrait de rétablir la situation urbanistique jadis compacte de ce quartier dédié à la culture.

**summary The Public is Generally Right** Fritz Schumacher, director of urban planning in Basel, talks to Nott Caviezel and Tibor Joanelly. Projects that never get built are a very significant part of the city and its history. There can be many reasons why something once planned was eventually not carried out. In cases where projects are presented to the general public for their vote it is vital that such referendums should be very well prepared and that the public should be included in the process from as early a stage as possible. The arguments for rejecting a project are generally more numerous than those for accepting it. Zaha Hadid's project for the new Stadtcasino in Basel is one example of a project that was rejected in this fashion. Sometimes projects that fail are needed to allow new and better ones to develop later on. At times whether projects are carried out or not can be a matter

of chance. Initial comments about public presentations and media reports can exert a strong influence on public opinion. The task of those responsible for urban planning is to serve the community and to advance the positive development of the city. Instead of designing new buildings there are times that they must speak out in favour of retaining the existing fabric – for instance because an existing building takes the right urban position and thus creates a strong ensemble effect. Proposed changes must always be confronted with the question about the losses they might involve. The projects in Switzerland that did not get built since thirty years are high-rise buildings. Many such projects failed only to experience a renaissance today at different locations; the Messeeturm in Basel completed in 2003 was a start. Fritz Schumacher regards Jakob Steib's proposal for a theatre that emerged as the winner of a competition in 1997 as one of the more regrettable examples of projects not built in Basel in recent times. This building would have helped to restore the once intact urban planning situation of this "culture mile". ■

